

DEAN
KOONTZ

JONAH
und die STADT

Aus dem Amerikanischen von Patrick Baumann

FESTA

Die amerikanische Originalausgabe *The City*
erschien 2014 im Verlag Bantam Books.
Copyright © 2014 by The Koontz Living Trust

Die amerikanische Originalausgabe *The Neighbor*
erschien 2014 im Verlag Bantam Books.
Copyright © 2014 by The Koontz Living Trust

1. Auflage November 2023
Copyright © dieser Ausgabe 2023
by Festa Verlag GmbH, Leipzig
Titelbild: Kim Isaak
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-98676-085-4
eBook 978-3-98676-086-1

INHALT

DER NACHBAR

Seite 7

DIE STADT

Seite 51

A black and white artistic photograph of piano keys. The keys are arranged in a perspective that recedes into the distance. Overlaid on the keys is a musical score with various notes, rests, and clefs. The text 'DER NACHBAR' is centered in a bold, black, sans-serif font.

DER NACHBAR

1 Mein Name ist Malcolm Pomerantz, und ich bin ein Axtschwinger, aber nicht so einer wie in den Reality-TV-Serien über Holzfäller. Wäre ich *diese* Art von Axtschwinger, hätte ich mir wohl schon längst beide Füße abgehackt oder wäre von einem umstürzenden Baum erschlagen worden. Mein ganzes Leben lang bin ich ungeschickt gewesen. Ich blieb nur deshalb von einem Unfalltod verschont, weil mein Beruf – ich bin Musiker – nicht erfordert, dass ich mit Elektrowerkzeugen hantieren oder mich durch tückisches Gelände bewegen muss. *Axt* ist Musiker-Slang für *Instrument*, und meine Axt ist ein Saxofon. Ich spiele seit meinem siebten Lebensjahr. Damals haben ich und das Saxofon noch beinahe dieselbe Größe gehabt.

Jetzt bin ich 59, zwei Jahre älter als Jonah, der seit einem halben Jahrhundert mein bester Freund ist. Ich bin groß, Jonah nicht. Ich bin weiß, er ist schwarz. Als ich ihm im Sommer 1967 zum ersten Mal begegnete, war Jonah zehn. Er war flink, elegant, ein Piano-Wunderkind. Ich war zwölf und stapfte umher wie Lurch, der Butler aus *Addams Family*, einer Serie, die im vorangegangenen Jahr ein großer Fernseherfolg gewesen war. Als ich ihn zum ersten Mal spielen hörte, rockte er die Tasten mit Fats Dominos *I'm Gonna Be A Wheel Someday*. 1967 sollte sich für uns beide als ein Jahr erweisen, das ... unvergesslich war.

Auf mein Drängen hat Jonah vor Kurzem die Geschichte seines Lebens – oder zumindest eines merkwürdigen,

turbulenten Abschnitts davon – auf Tonband gesprochen. Aus seiner Erzählung wurde ein Buch mit dem Titel *Die Stadt*. Mein Leben nachzuerzählen würde keinen Sinn ergeben, denn das Interessanteste daran ist das, was geschah, während ich Zeit mit Jonah verbrachte. All das hat er bereits berichtet. Doch ich habe noch eine kleine Erfahrung zu erzählen, eine sonderbare Abfolge von Ereignissen, die ein paar Wochen vor meiner ersten Begegnung mit ihm stattfanden. Ebenso wie seine spannendere Story legt auch die meine nahe, dass die Welt meist rätselhafter ist, als sie erscheint, während wir von morgens bis abends unserer beruhigenden Tagesroutine nachgehen.

Meine Schwester Amalia war damals 17, fünf Jahre älter als ich, aber wir standen uns so nahe, als wären wir Zwillinge. Nicht dass wir uns ähnlich gesehen hätten. Sie band ihr blondes Haar zu einem Pferdeschwanz, war geschmeidig und zierlich, steckte so voller Begeisterung für das Leben, dass ihr Strahlen sowohl bei Licht als auch bei Dunkelheit nicht nur der Einbildungskraft ihres sie bewundernden kleinen Bruders entsprungen sein konnte. Ich dagegen war ein tollpatschiger Zwölfjähriger mit einem Adamsapfel, der mich aussehen ließ, als hätte ich einen ganzen Granny-Smith-Apfel geschluckt, der in meiner Kehle stecken geblieben war. Obwohl ihre Garderobe nicht besonders umfangreich war, trug Amalia zu jeder Gelegenheit die passende Kleidung und sah immer aus, als wäre sie einem Sears-Katalog entstieg. Da ich runde Schultern hatte und meine Arme so unverhältnismäßig lang waren wie die eines Orang-Utans, versuchte ich, meine unvorteilhafte Figur zu verbergen, indem ich mich kleidete wie ein Erwachsener. Weil ich jedoch

blind für Mode war, lenkte ich dadurch nur noch mehr Aufmerksamkeit auf meine schlaksige Gestalt: schwarze Wingtips, aber mit weißen Socken; Anzughosen, die mir bis mehrere Zentimeter über den Bauchnabel reichten; kurzärmelige Hemden mit breitem Kragen, die ich bis zum Hals zuknöpfte.

Mit zwölf Jahren dachte ich noch nicht viel an Mädchen. Vielleicht war mir bereits bewusst, dass ich auch als Erwachsener mit meinem langen, blassen Gesicht und den trüben Augen hinter dicken Brillengläsern niemals ein Kerl sein würde, dem die hübschen Mädchen in Scharen nachliefen. Ich hatte die Liebe meiner Schwester und mein Saxofon, und das genügte mir.

Das musste es auch, denn Amalia und ich hatten kein Familienleben, das sich für eine Fernsehserie wie *Ozzie and Harriet* oder *Erwachsen müsste man sein* geeignet hätte. Unser alter Herr war Maschinist, der Vorarbeiter einer ganzen Werkstatt voller Dreher. Meistens blieb er stumm wie ein Felsbrocken. Er war ein kühler Mann, der allein durch seinen Blick seine Missbilligung zum Ausdruck bringen konnte sowie seinen glühenden Wunsch, jemanden an seiner Drehbank zu etwas Ansprechenderem umzuformen. Was für einen frommen Katholiken die Hostie ist, waren für ihn Chesterfield-Zigaretten. Amalia hat nachdrücklich die Ansicht vertreten, dass er nicht kaltherzig, sondern nur vom Leben verletzt und emotional isoliert sei. Unsere Mutter sah gern rund um die Uhr fern, nur unterbrochen von Klatsch und Tratsch mit Mrs. Janowski, die nebenan wohnte, sowie den Lucky-Strike-Zigaretten, von denen sie so viele rauchte, als hinge die Zukunft der Erde davon ab, und das selbst während der

Mahlzeiten, die sie meist im Wohnzimmer von einem Tablett zu sich nahm. Sie war stolz darauf, eine gute Hausfrau zu sein, was in ihrem Fall bedeutete, dass sie sämtliche Arbeit effizient an Amalia und mich delegierte.

Der König und die Königin unseres kleinen Schlosses der unteren Mittelschicht sprachen so selten miteinander, dass man hätte annehmen können, dass ihre Kommunikation vor allem telepathisch stattfand. Doch selbst wenn das der Fall war, verriet ihr Verhalten, dass sie so gut wie jeden telepathischen Austausch miteinander verabscheuten. Amalia sagte, dass vor langer Zeit irgendwas Bedeutendes zwischen unseren Eltern vorgefallen sein musste, dass sie einander verletzt hatten, dass sie sich darüber alles gesagt hatten, was es zu sagen gab, und sich nicht überwinden konnten, einander zu vergeben. Daher war für sie *jede* Unterhaltung miteinander qualvoll. Amalia nahm nie gern das Schlechteste über jemanden an, bevor derjenige sich eindeutig als unverbesserlich schlecht herausgestellt hatte.

Meine Schwester hatte mit acht Jahren begonnen, Klarinette zu spielen, nachdem ein Junge im nächsten Block, dessen Eltern ihm den Unterricht aufgezwungen hatten, rebelliert und überzeugend damit gedroht hatte, sich zu erhängen. Man hatte ihr das Instrument geschenkt, und sie hatte es vor allem deshalb erlernen wollen, weil sie wusste, dass es unsere Eltern stören würde. Sie hoffte, dass ihr Spiel ihnen so auf die Nerven gehen würde, dass sie sie zum Üben in die vom Haus getrennte Ein-Fahrzeug-Garage verbannen würden. Dort würde sie nicht mitansehen müssen, wie sie so entschlossen das Gespräch miteinander verweigerten. Dort roch die Luft nicht nach Chesterfields

und Lucky Strikes, sondern nach Schmierfett, Reifen-gummi und Schimmel. Ihre Hoffnung wurde erfüllt. In den letzten Jahren, die wir noch im Haus wohnten, lauteten die Worte, die unsere Eltern am häufigsten aussprachen: »Geh doch in die Garage.« Sie sagten es nicht nur, wenn wir Klarinette oder Saxofon übten, sondern auch, wenn wir sie durch unsere bloße Anwesenheit von den Fernseh-sendungen, dem Trinken und dem leidenschaftlichen Rauchen ablenkten.

Amalia wurde ziemlich gut an der Klarinette, aber ich stellte mich am Saxofon als ein Naturtalent heraus. Ich brachte mir alles selbst bei und versuchte ständig, mich zu verbessern, und sei es nur ein wenig. Das Saxofonspielen war die einzige Sache, in der ich glänzen konnte.

Mit ihrem Notendurchschnitt von 4,0 und ihrem beträchtlichen Schreibtalent war Amalia eine Amateur-musikerin, für die die Zukunft Größeres bereithielt als die Mitwirkung in einer Tanzkapelle. Obwohl unsere geistes-abwesenden Eltern es für keine große Errungenschaft hielten, bekam sie aufgrund ihrer Noten, aber auch auf-grund einiger cooler Kurzgeschichten, mit denen sie ver-schiedene Preise gewonnen hatte, ein Vollstipendium an einer großen Universität.

Ich war stolz auf sie. Ich wollte, dass sie großen Erfolg hatte, dass sie den giftigen Wolken und der Düsternis unse-rer verbitterten Eltern entkam, die das Haus der Familie Pomerantz wie Poes Haus Usher kurz vor dessen Ver-sinken im Sumpf erscheinen ließen. Gleichzeitig konnte ich mir nicht vorstellen, wie mein Leben wäre, wenn sie am Ende dieses Sommers weit wegging und die Universität besuchte. Dann wäre ich das einzige Familienmitglied, das

sein Abendessen nicht von einem Tablett zu sich nehmen wollte.

Anfang Juni, fast einen Monat bevor ich hörte, wie Jonah Kirk im Haus seines Großvaters, das unserem gegenüberlag, diese Fats-Domino-Nummer rockte, geschah nebenan etwas Seltsames. Es war nicht das Haus im Osten, wo die Janowskis wohnten und wo meine Mutter regelmäßig mit Mrs. Janowski Klatschgeschichten austauschte, die meisten davon wahnhafte Fantasien über die ehelichen Beziehungen anderer Menschen in unserer Straße. Es handelte sich um das Haus direkt westlich von uns, das einmal Rupert Clockenwall gehört hatte und leer stand, seit der alte Mr. Clockenwall vor einem Monat an einem schweren Herzanfall gestorben war.

Das seltsame Ereignis begann eines Morgens um drei Uhr, als ich von einem ungewöhnlichen Geräusch geweckt wurde. Ich setzte mich im Bett auf. Das Geräusch schien nicht in meinem Zimmer gewesen zu sein. Ich war ziemlich sicher, dass es von draußen gekommen war. Vielleicht war es der letzte Klang eines Traums gewesen, der so bedrohlich gewesen war, dass er mich geweckt hatte. Er erinnerte an den Laut, der entsteht, wenn ein langes Schwert aus einer metallenen Scheide gezogen wird, wie Stahl, der über Stahl schleift.

Selbst in einem älteren Wohnviertel wie unserem, das weit von den Hochhäusern und der Hektik der Innenstadt entfernt liegt, ist es nie ganz still. Man lernt, schon lange bevor man zwölf Jahre alt ist, all das Rattern, Klirren und Hämmern der Stadt auszublenden, um nachts ausreichend schlafen zu können. Was mich jetzt weckte, klang fremdartig. Ich warf das Laken zurück und stieg aus dem Bett.

Zuvor hatte ich mit der Hoffnung auf Zugluft den unteren Fensterflügel hochgeschoben, aber die Nachtluft blieb warm und still. Als ich mich zum Fenster beugte, ertönte das Geräusch wieder und schien im Fenstergitter zu vibrieren, als hätte jemand mit der Klinge eines Stiletts über das Metall gestrichen. Erschrocken wich ich zurück.

Als dieses Schleifen ein drittes Mal erklang, diesmal leiser, stellte ich fest, dass es seinen Ursprung nicht wenige Zentimeter vor mir, sondern im Haus nebenan hatte. Ich beugte mich noch einmal näher zum Fenstergitter. Zwischen den Häusern wuchs eine uralte Platane, die in voller Blüte stand. Weil er vielleicht in seiner Jugend zu wenig Sonnenlicht bekommen oder eine Krankheit durchgemacht hatte, besaß dieser Baum eine verkrümmte Struktur und verdeckte mir die Sicht auf das Clockenwall-Haus nicht vollständig. Durch die krummen Äste sah ich Lampenlicht aus einem Fenster im Erdgeschoss dringen.

Der einzige noch lebende Angehörige des verstorbenen Rupert Clockenwall war dessen Bruder, der einen halben Kontinent entfernt wohnte. Bis alle Fragen bezüglich der Erbschaft geklärt waren, konnte das Haus nicht zum Kauf angeboten werden, und seit Mr. Clockenwalls Todestag hatte es auf dem Grundstück keinerlei Aktivitäten gegeben. Da ich wie alle Zwölfjährigen natürlich über viel Fantasie verfügte, stellte ich mir manchmal Dramen vor, wo es keine gab, und jetzt fragte ich mich, ob sich dort vielleicht ein Einbrecher gewaltsam Zutritt verschafft hatte.

Lampen erhellten nun ein weiteres Fenster im Erdgeschoss und bald darauf auch eines im ersten Stock. Durch die Gardinen vor dem oberen Fenster sah ich eine

geschmeidige, dunkle Gestalt vorbeihuschen. Obwohl jeder sich bewegende Schatten vom Licht und von jeder Oberfläche, auf die er fällt, verformt wird, kam mir dieser hier besonders merkwürdig vor. Er erinnerte mich an die biegsamen Flossen von Mantarochen, die so elegant im Meer schwimmen, wie Vögel am Himmel fliegen.

Weil mich das Gefühl überkam, dass irgendeine unheimliche Person um das Clockenwall-Haus herumschlich, wartete ich eine Weile am offenen Fenster, atmete die warme Nachtluft und hoffte darauf, diesen geschmeidigen, schaurigen Schatten noch einmal zu sehen, und vielleicht auch noch mehr. Als mein Warten nicht durch irgendwelche trügerischen Umrisse oder weitere eigenartige Geräusche belohnt wurde, konnte schließlich nicht einmal mehr mein kindliches Verlangen nach Rätseln und Abenteuern meine Aufmerksamkeit fesseln.

Ich musste mir eingestehen, dass wahrscheinlich weder ein Einbrecher noch ein Randalierer sein Eindringen in ein fremdes Anwesen durch das Einschalten beinahe aller Lampen verraten würde.

Nach meiner Rückkehr ins Bett schlief ich bald wieder ein. Ich weiß noch, dass ich einen bösen Traum hatte, in dem ich mich in einer verzweifelten Lage befand, aber als ich mich um vier Uhr morgens plötzlich im Bett aufsetzte, konnte ich mich an diesen Albtraum nicht erinnern. Noch halb im Schlaf ging ich zum Fenster, nicht um das Haus nebenan zu beobachten, wo die Lichter immer noch schienen, sondern um den unteren Fensterflügel zu schließen. Ich schloss ihn auch ab, obwohl es heiß war und etwas Zugluft sehr willkommen gewesen wäre. Weshalb ich glaubte, das Fenster verriegeln zu müssen, weiß ich nicht

mehr – ich weiß nur noch, dass ich das dringende Bedürfnis hatte, es zu tun.

Als ich wieder im Bett lag, verbrachte ich die letzte brütend heiße Stunde dieser Sommernacht im Halbschlaf und murmelte vor mich hin wie ein Malariakranker, der einen Fiebertraum hat.

2 Unser alter Herr aß zum Frühstück meistens ein Sandwich, für gewöhnlich Speck und Eier auf dick mit Butter bestrichenem Toast. Bei schlechtem Wetter stellte er sich zum Essen an die Küchenspüle und starrte in den kleinen Garten hinaus, stumm und geistesabwesend, als ob er über wichtige philosophische Fragen nachdachte – oder einen Mord plante. Auf dem Schneidbrett in der Nähe stand ein Becher Kaffee. Er hielt das Sandwich in der rechten Hand, eine Zigarette in der linken und bediente sich abwechselnd links und rechts. Wenn ich das sah, hoffte ich immer, dass er einmal aus Versehen in die Zigarette beißen oder versuchen würde, das Sandwich zu rauchen, aber leider passierte ihm das nie.

Am Morgen, nachdem ich die Aktivitäten im Clockenwall-Haus bemerkt hatte, aß er stattdessen auf der hinteren Veranda. Als er die Treppe hinunterging und sich auf den Weg zur Arbeit machte, ging ich und holte die Kaffeetasche und den Aschenbecher, die auf der flachen Oberfläche des Geländers balancierten. Während ich das Geschirr in der Küche spülte, servierte Amalia unserer Mutter im Wohnzimmer das Frühstück. Im Fernsehen wurde irgendein Filmstar vom Moderator einer Morgensendung interviewt, und die beiden schienen sich in der Falschheit ihres

Lachens gegenseitig übertreffen zu wollen. Unsere Mutter hatte Bratkartoffeln, ein Käseomelett und eine Schale Fruchtcocktail aus der Dose bestellt. Sie und der Alte aßen selten zur selben Zeit und wollten nie dasselbe.

Amalia kehrte in die Küche zurück und sagte: »Ich glaube, jemand ist heute Nacht nebenan eingezogen. Mein Fenster war offen. Eine Stimme hat mich geweckt und da drüben war in allen Zimmern das Licht eingeschaltet.«

Ihr Zimmer lag auf derselben Seite wie meins. Ich erwiderte: »Ich hab niemanden gehört. Hab das Licht gesehen und wie jemand dort herum lief, nur ein Schatten. Aber es hat noch kein Makler ein Schild aufgestellt.«

»Vielleicht wollen die es vermieten, statt es zu verkaufen.«

»Aber um drei Uhr morgens einzuziehen ist ein bisschen komisch. War das nur eine Person, eine Familie, oder ...?«

»Ich habe niemanden gesehen.«

»Was ist mit der Stimme?«

»Ach, das war bestimmt ein Traum. Es stand jedenfalls niemand unter meinem Fenster. Ich habe erst gedacht, jemand hätte da unten gestanden und nach mir gerufen, ein Mann. Aber ich muss geträumt haben, denn als ich aufgestanden und zum Fenster gegangen bin, war da keiner.«

Ich legte die Platzdeckchen und das Besteck auf den Esstisch. Während ich den Toast zubereitete und die ersten zwei Scheiben verbrannte, rührte Amalia Eier und briet Schinkenstreifen für unser Frühstück.

»Was hat er denn gesagt – der Mann unter deinem Fenster?«, fragte ich.

»Er hat meinen Namen gerufen. Zweimal. Aber ich bin sicher, dass er nur im Traum da war, nicht in Wirklichkeit.«

»Worum ging es in dem Traum?«

»Ich weiß nicht mehr.«

»Noch nicht mal irgendeine Einzelheit?«

»Nicht mal das.«

Bei ihr lagen die Eier, der Schinken und der Toast auf demselben Teller. Für mich servierte sie diese drei Dinge auf drei kleinen Tellern, wie ich es bevorzugte. Ich hatte die Ränder von meinem Toast abgeschnitten, um sie separat essen zu können. Schon damals hatte ich meine kleinen Rituale, mit denen ich versuchte, der Welt, die mir so chaotisch erschien, ein gewisses Maß an Ordnung abzurufen.

Wir hatten gerade erst angefangen zu essen, als die Waschmaschine in der angrenzenden kleinen Waschküche fertig war und zu summen begann.

Als ich aufstand, um die Wäsche zum Trockner zu bringen, sagte Amalia: »Das kann warten, Malcolm.«

Ich blieb sitzen, erwiderte aber: »Bevor du zur Uni gehst, musst du mir beibringen, wie man bügelt.«

Immer wenn irgendetwas sie bewegte oder amüsierte, funkelten ihre grünen Augen, das schwöre ich. »Süßer, ich würde dir genauso wenig eine Kettensäge wie ein Bügeln in die Hand drücken.«

»Tja, *er* wird jedenfalls niemals bügeln. Und sie höchstens, wenn sie dabei sitzen bleiben und sich Gameshows anschauen kann.«

»Sie hat gebügelt, als ich noch zu klein dazu war. Sie hat bestimmt nicht vergessen, wie das geht.«

»Aber sie wird es nicht tun. Das weißt du. Wenn ich darauf warte, bleiben meine Sachen zerknittert.« Obwohl ich erst zwölf war, war mir wichtig, wie meine Kleidung aussah, weil mein eigenes Aussehen so streberhaft war.

»Malcolm, wage es ja nicht zu bügeln, wenn ich an der Uni bin.«

»Ich weiß noch nicht. Mal sehen.«

Für eine Weile aß sie schweigend. Dann sagte sie: »Das ist nicht richtig von mir. Zu einer Uni zu gehen, die so weit weg ist.«

»Hm? Red keinen Blödsinn. Dort hast du doch das Stipendium bekommen.«

»Vielleicht kriege ich eins von einer Hochschule, die näher ist. Dann könnte ich zu Hause bleiben, statt in ein Studentenwohnheim zu ziehen.«

»An der Universität gibt es doch dieses spezielle Schreibprogramm. Das ist doch der Grund, warum du dort hingehst. Du wirst sicher mal eine große Schriftstellerin.«

»Ich werde überhaupt nichts Großes werden, wenn ich dich hier mit denen allein lasse und das für den Rest meines Lebens bereue.«

Sie war die beste Schwester, die man sich wünschen kann, lustig, klug und hübsch, und sie würde eines Tages berühmt werden. Ich hatte sie angebettelt, mir beizubringen, wie man bügelt.

Nun kam ich mir egoistisch vor, denn in Wirklichkeit wollte ich, dass sie zur Universität ging, weil es gut für sie war. Gleichzeitig wollte ich jedoch, dass sie blieb.

»Ganz so ungeschickt bin ich auch wieder nicht. Wenn ich gut Saxofon spielen kann, kriege ich es bestimmt

auch hin, Sachen zu bügeln, ohne gleich das Haus abzubrennen.«

»Wie man Romane schreibt, lernt man sowieso nicht, indem man Kurse besucht«, sagte sie. »Das ist ein ganz persönlicher Kampf.«

»Wenn du dieses Stipendium nicht annimmst, puste ich mir das Hirn raus.«

»Erzähl keinen Quatsch, Süßer.«

»Doch, das tu ich. Warum denn nicht? Wie sollte ich denn damit leben, dass ich *dein* Leben ruiniert habe?«

»Du kannst mein Leben gar nicht ruinieren, Malcolm. Du bist das Wichtigste und Wunderbarste darin.«

Sie log nie. Sie war keine Person, die andere Menschen manipulierte. Wäre sie nicht die gewesen, die sie war, hätte ich ihr in die Augen sehen und weiterhin behaupten können, dass ich Harakiri begehen würde, obwohl ich wusste, dass ich das nie tun würde. Stattdessen starrte ich auf die abgeschnittenen Rinden meines Toasts und riss sie in kleine Stückchen. »Du musst das Stipendium annehmen. Das musst du einfach. Das ist das Beste, das uns je passiert ist.«

Ich hörte, wie sie ihre Gabel ablegte. Nach kurzem Schweigen erwiderte sie: »Ich hab dich auch lieb, Malcolm.« Nun konnte ich ihr aus einem ganz anderen Grund nicht in die Augen sehen. Oder sprechen.

Nachdem wir den Tisch abgeräumt hatten, sie das Geschirr gespült und ich es abgetrocknet hatte, schlug sie vor: »Hey, lass uns Haferplätzchen backen.«

»Mit Schokosplittern und Walnüssen?«

»Für Mom und Dad machen wir welche mit Anchovisstückchen und Limabohnen, nur um ihre Gesichter zu sehen, wenn sie reinbeißen. Die restlichen mit Schokosplittern und

Walnüssen. Wir bringen den neuen Nachbarn einen Teller voll und stellen uns vor.«

Sie ratterte eine Liste der Dinge herunter, die sie benötigte: Backbleche, Rührschüsseln, einen Teigschaber, zwei Esslöffel, einen Messbecher ... Weil ich den Verdacht hegte, dass dies vielleicht der erste einer Reihe von Tests war, mit denen sie feststellen wollte, ob man mir ein Bügel-eisen anvertrauen konnte, merkte ich mir jeden Punkt, sammelte zügig die Gegenstände ein und ließ keinen einzigen davon fallen.

Der köstliche Duft der Plätzchen im Ofen erreichte schließlich das Wohnzimmer. Unsere Mutter verließ ihren Platz vor dem Fernseher lange genug, um in die Küche zu kommen und zu fragen: »Ihr richtet hier doch keine Sauerei an?«

»Nein, Ma'am«, versicherte Amalia.

»Sieht aber wie eine Sauerei aus.«

»Nur so lange, wie wir backen. Wir machen hinterher alles sauber.«

»Es gibt noch Hausarbeit, die vorher erledigt werden sollte«, mahnte unsere Mutter.

»Was die Hausarbeit angeht, habe ich einen Vorsprung herausgearbeitet«, versicherte Amalia ihr. »Die Schule ist ja jetzt vorbei.«

Mutter blieb an der Tür zum Flur stehen. Sie bot einen interessanten Anblick in ihrem gesteppten rosafarbenen Hausmantel und mit ihrer Morgenfrisur. Sie wirkte leicht verwirrt, als ob die Aufgabe, die wir uns vorgenommen hatten, ihr so rätselhaft erschien wie ein kompliziertes Voodoo-Ritual. Dann sagte sie: »Ich mag meine mit Mandeln, nicht mit Walnüssen.«

»Klar«, gab Amalia zurück, »dann machen wir ein paar davon.«

»Euer Vater mag Walnüsse, aber keine Schokosplitter.«

»Davon machen wir auch welche«, versprach Amalia.

An mich gewandt fragte meine Mutter: »Hast du irgendwas fallen gelassen und kaputt gemacht?«

»Nein, Ma'am. Ich hab alles im Griff.«

»Ich mag den gläsernen Messbecher. Solche werden nicht mehr hergestellt.«

»Ich passe auf.«

»Sei vorsichtig damit«, schärfte sie mir ein, als hätte ich kein Wort gesagt. Dann kehrte sie wieder vor den Fernseher im Wohnzimmer zurück.

Amalia und ich backten die Plätzchen. Dann machten wir sauber. Ich zerbrach nichts. Und danach gingen wir nach nebenan, um die neuen Nachbarn zu besuchen.

3 Als wir die Treppe hinaufstiegen und die Veranda betraten, sahen wir, dass die Haustür nur angelehnt war. Die Sonne stand noch im Osten. Ihr heißes Licht drang unter der Dachrinne hindurch und zeichnete ein helles Rhomboid auf den Boden. Wir standen auf dieser erhellten Fläche der grau gestrichenen Bodenbretter wie auf einer Falltür. Amalia hielt den Plätzchenteller. Ich drückte den Klingelknopf. Niemand reagierte auf das Klingeln, also tat ich es noch einmal.

Als ich zum dritten Mal geklingelt hatte und es offensichtlich schien, dass niemand im Haus war, sagte Amalia: »Vielleicht war das ja *doch* ein Einbrecher letzte Nacht. Trotz all der eingeschalteten Lampen. Ich meine, einem

Einbrecher wäre es bestimmt egal, ob er die Tür hinter sich zugemacht hat.«

Durch die etwa zehn Zentimeter breite Lücke zwischen Türblatt und Türpfosten konnte ich den engen, dunklen Vorraum und das noch dunklere Wohnzimmer dahinter sehen. »Und warum macht sich ein Einbrecher die Mühe, die Lichter wieder auszuschalten? Vielleicht stimmt hier irgendwas nicht. Vielleicht braucht jemand Hilfe.«

»Wir können da nicht einfach so reinplatzen, Malcolm.«

»Was sollen wir sonst machen?«

Sie beugte sich näher zur Tür und rief: »Hallo? Ist jemand zu Hause?«

Das Schweigen, das sie zur Antwort erhielt, erinnerte an meinen Vater, der auf der hinteren Veranda stand und sein Frühstückssandwich aß.

Amalia rief noch einmal, und als niemand reagierte, stieß sie die Tür auf, sodass wir eine bessere Sicht auf den engen Eingangsbereich und das Wohnzimmer hatten. Dort schien alles noch so möbliert zu sein wie damals, als Mr. Clockenwall noch gelebt hatte. In den Monaten seit seinem Tod war niemand gekommen, um seine Besitztümer zu entsorgen.

Nachdem meine Schwester noch einmal gerufen hatte, diesmal lauter als zuvor, sagte ich: »Vielleicht sollten wir nach Hause gehen, die Polizei rufen und einen Einbruch melden.«

»Aber kannst du dir vorstellen, wie die uns die Hölle heißmachen werden, wenn es doch kein Einbruch war?«

Mit »die« meinte sie nicht die Polizei. Unserer Mutter war nichts auf der Welt lieber als ein legitimer Grund, uns zu kritisieren. Für den kleinsten Fehler hackte sie ewig auf

einem herum, bis man glaubte, sie würde so lange weitermachen, bis nur noch Knochen von einem übrig waren. Und unser alter Herr, der den Klang der Stimme unserer Mutter nicht ausstehen konnte, wenn diese angriffslustig war, brüllte dann Amalia und mich an, als ob wir diejenigen wären, die den Lärm machten: »Ich versuche hier bloß, ein bisschen fernzusehen und zu vergessen, was ich für einen Scheißtag auf der Arbeit hatte, okay? Habt ihr was dagegen, ihr zwei?«

Ich wiederholte ihre Mahnung an mich: »Wir können da nicht einfach so reinplatzen.«

»Nein, das stimmt.« Sie trat mit dem Plätzchenteller in der Hand über die Türschwelle. »Aber denk dran, Mr. Clockenwall wurde erst einen ganzen Tag später gefunden, nachdem er gestorben war. Vielleicht braucht dadrin jemand Hilfe.«

Natürlich folgte ich ihr. Ich wäre meiner heiligen Schwester bis in die Hölle gefolgt, und im Vergleich dazu war dieses Haus nicht besonders Furcht einflößend.

Obwohl die Gardinen ein wenig Tageslicht durchließen, war das Wohnzimmer dennoch in Schatten gehüllt, eine düstere, stille Kammer, in der man beinahe damit rechnete, einen aufgebahrten Leichnam zu sehen.

Amalia betätigte einen Wandschalter, der eine Lampe neben einem Lehnstuhl aufleuchten ließ.

Eine Staubschicht bedeckte den Tisch, auf dem die Lampe stand. Dort lag eine Lesebrille neben einem Taschenbuch, das Mr. Clockenwall vielleicht hatte lesen wollen, bevor ihm das Schlimmste zugestoßen war, das einem Menschen zustoßen konnte. Es gab keine Spuren von Vandalismus.

»Wir wohnen nebenan«, rief Amalia. »Wir sind nur hier, um Hallo zu sagen.« Sie wartete ab und lauschte. Dann: »Hallo? Alles in Ordnung?«

In der Küche summte der Kühlschrank. Es standen Frühstücksteller auf dem Tisch. Auf einem davon war ein Klecks Eigelb zu etwas Hartem, Dunklem geronnen. Toastkrümel waren über die Formica-Tischplatte verstreut. Hier hatte Mr. Clockenwall der Herzinfarkt ereilt, vielleicht als er gerade von seiner Mahlzeit aufgestanden war. Niemand hatte aufgeräumt, nachdem der Leichenwagen den Toten weggebracht hatte.

»Es ist schrecklich, allein zu leben«, sagte Amalia.

Die Traurigkeit in ihrer Stimme wirkte echt, obwohl Clockenwall kein Mann gewesen war, der sich an seine Nachbarn gewandt oder auf andere Weise versucht hatte, seine Einsamkeit zu lindern, falls er wirklich einsam gewesen war. Er war höflich gewesen, und wenn er zufällig in seinem Garten gewesen war, wenn man sich ebenfalls gerade im Garten aufhielt, hatte er sich ein paar Minuten ganz angenehm über den Zaun hinweg mit einem unterhalten. Niemand hatte ihn für überheblich oder kalt gehalten, nur für schüchtern und gelegentlich melancholisch. Manche hatten vermutet, dass er in der Vergangenheit irgendeine Tragödie durchlebt hatte und der einzige Begleiter, mit dem er sich wohlfühlte, die Traurigkeit war.

Amalia war etwas beunruhigt. »Irgendjemand hätte diese Teller wegräumen und den Kühlschrank leeren sollen, bevor darin alles verdirbt. Das alles so zurückzulassen ... Das ist einfach nicht richtig.«

Ich zuckte die Achseln. »Vielleicht hat sich niemand um ihn gekümmert.«

Meine Schwester schien sich um jeden zu kümmern. Sie fand selbst für unsere Eltern in ihren schlimmsten Momenten noch eine Entschuldigung. Aber jetzt sagte sie nichts.

Ich seufzte. »Bitte sag mir, dass du nicht meinst, dass *wir* das aufräumen sollten.«

Als sie gerade antworten wollte, änderte sich ihre Haltung abrupt. Erschrocken drehte sie sich um und fragte: »Was, wer?«

Verwirrt erwiderte ich: »Hä?«

Sie runzelte die Stirn. »Hast du das nicht gehört?«

»Nein. Was habe ich nicht gehört?«

»Er hat gesagt: ›Melinda. Süße Melinda.««

»Wer hat das gesagt?«

»Es hörte sich wie Mr. Clockenwall an.«

Als ich jünger und meine Schwester noch nicht perfekt gewesen war, hatte sie es sehr genossen, mir Angst einzujagen, indem sie mir mit großer Überzeugungskraft Dinge erzählte wie: *Dad wusste nicht, dass ich da war. Er hat sein Gesicht abgenommen, und darunter hatte er ein Echsesengesicht! Oder: O Gott, ich habe gesehen, wie Mom lebende Spinnen gegessen hat!* Sie war so überzeugend, dass ich etwa ein Jahr brauchte, um gegen ihre bizarren Enthüllungen immun zu werden. Für ein weiteres Jahr *tat* ich so, als würde ich sie glauben, weil es so großen Spaß machte. Dann begann sie, sich für Jungen zu interessieren, und verlor die Lust daran, mir Angst einzujagen. Aber keine ihrer Lügengeschichten verängstigte mich so wie manche der Idioten, mit denen sie ausging. Doch selbst damals war sie bereits klug genug gewesen, sich nicht mehr als zweimal mit einem wahnsinnigen Psychopathen zu verabreden.

»Mr. Clockenwall ist tot und begraben«, erinnerte ich sie.

»Das weiß ich.« Sie hielt den Plätzchenteller in der linken Hand und rieb sich mit der rechten den Nacken, wie um eine Gänsehaut zu vertreiben. »Tot ist er jedenfalls.«

»Ich bin keine neun mehr, Schwesterherz.«

»Was soll das heißen?«

»Ich weiß, dass Mom nur *tote* Spinnen isst.«

»Ich mache keine Witze, Malcolm.« Wieder erschrak sie und drehte sich um, in Richtung einer Stimme, die ich nicht hören konnte.

»Was ist denn jetzt los?«

»Er hat es wieder gesagt. ›Süße Melinda.««

Plötzlich setzte sie sich in Bewegung, als ob sie den Sprecher suchen wollte. Sie schaltete in jedem Raum, den wir betraten, das Licht ein. Ich folgte ihr durch das Erdgeschoss und schaltete die Lampen hinter uns wieder aus. Als wir wieder an der Vorderseite des Hauses waren, spähte Amalia die Treppe hinauf in die Düsternis des Obergeschosses.

Nachdem sie einen langen Moment wie gebannt dort gestanden hatte, verzog sie in einem Ausdruck des Ekels das Gesicht. Ich fragte sie, was los sei, und sie antwortete: »Er ist widerlich. Obszön. Krank.«

Argwöhnisch, aber halb überzeugt fragte ich: »Was?«

»Ich werde nicht wiederholen, was er gesagt hat.« Sie eilte durch die offene Haustür nach draußen.

Ich blieb am Fuß der Treppe stehen, blickte hinauf und fragte mich, ob sie mich auf den Arm nehmen wollte oder es ernst gemeint hatte. In diesem Moment hörte ich schwere Schritte im oberen Flur. Dann knarrten die Treppenstufen,

als ob jemand hinabstieg. Auch der Treppenabsatz nach dem ersten Abschnitt knarrte und knackte, als ob eines der alten Bretter unter einem schweren Gewicht zu splintern begann. Die Schatten waren nicht so dunkel, dass sie jemanden hätten verbergen können. Wer auch immer da zu mir herabstieg, war für das Auge nicht besser erkennbar als Claude Rains in dem alten Film *Der Unsichtbare*.

Wenn unsichtbare Männer oder ihre Äquivalente auftauchten, bedeutete das, dass guten Menschen schlimme Dinge passieren würden. Ich verließ rasch das Haus, zog die Eingangstür hinter mir zu und schloss mich Amalia an, die die Verandatreppe hinunterstieg und hastig den Weg entlanglief.

Als wir durch das Gartentor gingen, fragte ich sie: »Was war das denn?«

»Ich will jetzt nicht darüber reden.«

»Wann willst du denn darüber reden?«

»Ich sag dir schon Bescheid.« Sie machte sich auf den Weg nach Hause.

Ich erwiderte: »Schätze, dann werden wir die Plätzchen selbst essen müssen.«

»Ja. Sie will keine mit Walnüssen.«

»Und er will keine mit Schokosplittern. Und ich glaube, der neue Nachbar hat überhaupt kein Interesse an Plätzchen.«

»Es gibt keinen neuen Nachbarn«, verkündete Amalia, während wir unter den Ästen der krummen Platane hindurch an der Seite unseres Hauses entlangeilten.

»Aber irgendwas ist da.« Ich blickte über den Zaun hinweg zum Clockenwall-Haus.

Dean Koontz bei FESTA

Devoted – Der Beschützer

Elsewhere – Der Universalschlüssel

The Other Emily – Die Doppelgängerin

Auf der Suche nach Ashley Bell

Quicksilver

Jonah und die Stadt

Infos, Leseproben & eBooks:

www.Festa-Verlag.de